

**Theodor Romža,
Bischof von Mukačevo und Martyrer
(1911-1947)**

Theodor Romža, der 1944, in schwerer Zeit, Bischof seiner Heimatdiözese Mukačevo wurde, war 1911 geboren worden. Seine Heimat Podkarpatien war damals österreich-ungarisch gewesen; sein Vater war Bahnbeamter des Habsburgerreichs. Als er 1930 ins Priesterseminar eintrat und 1936 zum Priester geweiht wurde, gehörte seine Heimat zur Tschechoslowakei. Als er den priesterlichen Dienst antrat, war Podkarpatien zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn geteilt. Als er 1944 Bischof wurde, gehörte das gesamte Podkarpatien zu Ungarn. Als ihn die Kommunisten 1947 ermordeten, war das Land der Sowjetunion angeschlossen. Als ihn Papst Johannes Paul II. während seiner Reise in die Ukraine selig sprach, war es Teil der Republik Ukraine und ist es bis heute geblieben. Der häufige Wandel der Lebensumstände, dem das Land und seine Kirche in Theodor Romžas Tagen wegen des mehrfachen, schnellen Wechsels ausgesetzt waren, erklärt, warum es schwierig ist, die Umstände im Leben und Wirken dieses Bischofs und die Verhältnisse bei den Seinen für Menschen aus anderen Ländern verständlich zu machen.¹

Theodor Romžas Heimat und seine Heimatkirche

In der Donaumonarchie, in der Tschechoslowakei und in Ungarn nannte man Romžas Heimatland Podkarpatien (= Land unter den Karpaten). Auf einer Landkarte von Osteuropa findet man dieses Land, wenn man von Lemberg her über die Karpaten hinweg südwärts sucht. Einst galt Podkarpatien als Teil Oberungarns und gehörte zu den sogenannten „Ländern der Stefanskronen“, das heißt zu jenen Gebieten, über die die ungarischen Könige regierten, bis die Osmanen 1526 das mittelalterliche ungarische Königreich vernichteten; später kamen sie unter habsburgische Herrschaft, weil die Habsburger die ungarische Königskrone erbten. Als 1867 das Reich der Habsburger verfassungsmäßig in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn gegliedert wurde, erhielten die „Länder der Stefanskronen“ insgesamt auch die Bezeichnung Transleithanien (= Länder jenseits der Leitha, jenseits des traditionellen Grenzflusses zwischen Österreich und Ungarn) und wurden von Budapest aus regiert, im Unterschied zu den übrigen Provinzen der Monarchie, die als Cisleithanien (= Länder diesseits der Leitha) von Wien aus regiert wurden.

¹ A. B. Pekar, *The History of the Church in Carpatian Rus'*, New York 1992 (= die englische Übersetzung einer im ukrainischen Original bereits 1967 erschienenen und daher für jüngere Ereignisse nicht mehr zu konsultierende Darstellung) zeigt auf den Seiten L - LII drei Landkarten, die den Wechsel zu Lebzeiten von Bischof Romža verdeutlichen.

Podkarpatien, das im Norden Transleithaniens liegt und sich an den Gebirgszug der Karpaten anlehnt, war in seinen westlichen Teilen schon 1526, als die Osmanen das ungarische Königreich vernichteten, habsburgisch geworden; seine östlichen Teile kamen hingegen erst bei der Expansion Österreichs nach der großen Türkennot Wiens von 1683 allmählich unter die Herrschaft der Habsburger. Nachdem 1772 bei der ersten Teilung Polens auch Galizien habsburgisch geworden war, war Podkarpatien rundum von der Donaumonarchie umgeben. Seine nördliche Grenze an den Karpaten wurde allerdings 1867 (bei der Ausformung Österreich-Ungarns) zur Grenzlinie zwischen Cis- und Transleithanien. Als man Österreich-Ungarn nach dem 1. Weltkrieg zerstückelte, fiel Podkarpatien an die Tschechoslowakei, und jene Nordgrenze Podkarpatiens, die vorher innerhalb von Österreich-Ungarn Cis- von Transleithanien schied, wurde zu einer internationalen Grenze, denn Galizien im Norden kam zu dem nach dem 1. Weltkrieg wieder erstandenen Polen. Im Süden Podkarpatiens entstand eine weitere internationale Grenze: jene zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn. Als das Dritte Reich 1938 die Tschechoslowakei bedrängte, nützten die Ungarn die Stunde, um Podkarpatien zu teilen und wenigstens einen Teil davon an ihren Staat zu annektieren. Als die Tschechoslowakei bald danach durch das Dritte Reich zerstört wurde, kam es zunächst zu einem Versuch, Podkarpatien zu einem selbständigen Staat werden zu lassen. Doch nach wenigen Tagen annektierte Ungarn das gesamte Podkarpatien. Für ein paar Jahre gehörte das ganze Land also wieder - wie ehemals im Mittelalter - zu Ungarn. 1941 trat Ungarn an der Seite des Deutschen Reiches in den Krieg mit der Sowjetunion ein. 1944 besetzte die sowjetische Armee Podkarpatien und in der Folge ganz Ungarn, und das siegreiche Moskau erzwang, dass Podkarpatien der Sowjetunion angegliedert wurde. In seinen nur 36 Lebensjahren erlebte Theodor Romža eine nach der anderen von den hier aufgezählten Wandlungen mit. Weil man Podkarpatiens geographische Lage seit der Eingliederung in die UdSSR nicht mehr von Wien oder von Budapest, sondern von Moskau und Kiev her beschrieb, von wo aus man die Karpaten überqueren muss, um dorthin zu kommen, änderte man den Namen des Landes ab in Transkarpatien (= Land jenseits der Karpaten). Seit dem Zerfall der Sowjetunion und bis heute gehört Transkarpatien zur Republik Ukraine.

Noch turbulenter als die staatliche Zugehörigkeit Podkarpatiens war seine Kirchengeschichte. Von alters her lebten in den nördlichen Teilen der „Länder der Stefanskronen“ Gläubige byzantinischer Kirchentradition, die dort einer (ungarischen) Oberschicht mit abendländischer Kirchentradition botmäßig waren. Von der vielsprachigen podkarpatischen östlichen Christenheit ist bekannt, dass für sie seit alter Zeit im Nikolauskloster bei Mukačevo ein Bischof amtierte; die älteste uns erhaltene Bezeugung eines solchen stammt aus dem Jahr 1491, also

noch aus der Zeit der ungarischen Könige.² Im (heute zur Slowakei gehörigen) Westen des Amtsbereichs dieses Bischofs war Mehrheit der östlichen Christen von slowakischer Sprache, im Osten (im heutigen rumänischen Maramureş) von rumänischer Sprache und in der Mitte (im heute ukrainischen Transkarpatien) von ruthenischer Sprache. Eine größere Anzahl von Gläubigen aus dem Gebiet dieses Bischofs nahm im Lauf der Zeit die ungarische Sprache an.³ Deren Mehrheit lebt heute in Ungarn, doch Teile von ihnen finden sich auch im ukrainischen, slowakischen und rumänischen Gebiet.

Nach dem Ende der ungarischen Königsherrschaft fiel die Macht über den Westen des Bistums von Mukačevo sofort an die Habsburger, jene über seinen Osten nach einiger Zeit an die (ungarisch-sprachigen) Fürsten Siebenbürgens. Letztere waren Calviner und versuchten mit Nachdruck, die ihnen unterstehenden östlichen Christen ihrer kalvinischen Kirche zuzuführen und sie auch für die ungarische Sprache zu gewinnen. Um dem Calvinisierungsdruck zu entgehen, suchten der Bischof und viele seiner Priester Unterstützung bei der Kirche des Habsburgerreichs, das – wie gesagt – bereits über den Westen des Bistums gebot. Deswegen nahm das Bistum Mukačevo 1646 in der sogenannten Union von Užgorod⁴ die Gemeinschaft in den Sakramenten mit Österreichs Katholiken auf. Man hoffte nämlich, durch Gemeinschaft im pastoralen Dienst mit der mächtigen Staatskirche der Habsburger stark genug zu werden, um das eigene geistliche Erbe gegen die Siebenbürgener Fürsten verteidigen zu können.⁵ In den folgenden Jahren, in denen es immer wieder zu Kämpfen der Österreicher mit den Siebenbürgener Fürsten, mit den Osmanen und mit (meist kalvinischen) Aufständischen aus Oberungarn kam, wurde die aus der Union von Užgorod erwachsene unierte Kirche schwer erschüttert und schien fast zu erlöschen. Als jedoch die Habsburgerherrschaft über das ganze Territorium gesichert war, wurde allmählich auch die Union von Užgorod zu einer im Land voll anerkannten Tatsache,⁶ und es gab ab dem 18. Jahrhundert dort praktisch keine Christen östlicher Tradition mehr, die nicht Unierte gewesen wären. Maria The-

² Das Gebiet dieses Bischofs ist gegenwärtig auf vier Staaten aufgeteilt: auf Ukraine, Slowakei, Rumänien und Ungarn. In vier Bistüme ist gegenwärtig auch das Bistum geteilt: Mukačevo (Transkarpatien) wo Theodor Romža 1944 Bischof wurde, Prešov (Slowakei, Bistum seit 1818), Baia Mare (Rumänien, Bistum seit 1930) und Hajdudorog (Ungarn, Bistum seit 1912).

³ Diese Entwicklung ist besprochen bei Suttner, Unierte mit ungarischer Muttersprache, in: ders. Kirche und Nationen, Würzburg 1997, S. 296-300. Auch die in Anm. 1 genannte Arbeit von Pekar berichtet ausführlich davon.

⁴ Zur Union von Užgorod vgl. Suttner, Die Christenheit aus Ost und West auf der Suche nach dem sichtbaren Ausdruck für ihre Einheit, Würzburg 1999, S.142-144, sowie ders., Staaten und Kirchen in der Völkerwelt des östlichen Europa, Fribourg 2007, S. 92-94.

⁵ Vgl. das Kapitel „Zusammenwirken der lateinischen und der griechischen Kirchen in den Nöten der Zeit“ bei Suttner, Staaten und Kirchen in der Völkerwelt des östlichen Europa, S. 67-106.

⁶ Eine Untersuchung in rumänischer Sprache über den Beginn der Entwicklung unter den Habsburgern verfasste O. Ghitta, Naşterea unei biserici, Cluj-Napoca 2001.

resia, die den Unierten gewogen war, setzte durch, dass für die unierten Christen Oberungarns ein vollberechtigtes eigenes Bistum entstand, denn nach der Union von Užgorod war es dem oberungarischen Erzbischof von Erlau (Eger) gelungen, sie seiner Oberaufsicht zu unterstellen und über den im Nikolauskloster bei Mukačevo amtierenden östlichen Bischof wie seinen Vikar zu behandeln. Auch übergab Maria Theresia dem neuen Bistum Mukačevo Gebäude in der Stadt Užgorod, damit dort ein würdiger Bischofssitz entstehen konnte; dort sollte dann auch Theodor Romža residieren. Im Lauf der Zeit wurde das übergroße Gebiet des Bistums aufgeteilt und es entstanden eigenständige Bistümer im Westen für die Slowaken in Prešov (1818), im Süden für die Ungarn in Hajdudorog (1912) und im Osten für die Rumänen in Baia Mare (1930). Das Bistum Mukačevo, das 1944 Theodor Romža anvertraut wurde, war so ein Bistum mit klarer ruthenischer Mehrheit bei den Gläubigen geworden.

Als Österreich-Ungarn zu Ende ging, waren die östlichen Christen im Bistum Mukačevo so gut wie insgesamt uniert; orthodoxes Kirchenleben gab es damals dort praktisch keines. Doch eine größere Anzahl russischer Flüchtlinge, die sich nach der Revolution von 1917 in den Westen absetzten, ließ sich in Oberungarn nieder, und so kam es auch in Podkarpatien zu Anfängen orthodoxen Kirchenlebens, und in tschechoslowakischer Zeit erwuchsen dem Bistum Mukačevo besondere Schwierigkeiten. Die Los-von-Rom-Bewegung der Tschechen hatte nämlich auch in Podkarpatien, im östlichsten Teil der neuen tschechoslowakischen Republik, Reperkussionen,⁷ und es entstand dort eine Bewegung, die sich die „Rückkehr der Unierten in die Orthodoxie“ zum Ziel gesetzt hatte und dafür viel Werbung trieb. Das Verlangen auf die Errichtung eines podkarpatischen orthodoxen Bistums wurde laut, und 1921 wurde ein solches tatsächlich errichtet. Wegen des Umstands, dass die Habsburger die Orthodoxen aller „Länder der Stefanskronen“ der Zuständigkeit des serbischen Metropoliten von Karlowitz unterstellt hatten, dessen Nachfolge im 20. Jahrhundert der Serbische Patriarch von Belgrad antrat, wurde das neue podkarpatische orthodoxe Bistum ins serbische Patriarchat einbezogen.⁸ Doch ist zu vermerken, dass der Metropolitan von Karlowitz, der in österreich-ungarischer Zeit sicher für Podkarpatien zuständig geworden wäre, wenn es dort orthodoxe Gemeinden gegeben hätte, in Podkarpatien keinen Einfluss haben können, weil es in diesem Land eben kein orthodoxes Kirchenleben gab.

Die Übertritte zur Orthodoxie, die sogenannte „Rückkehr“ von Unierten in die Orthodoxie, die nach dem 1. Weltkrieg, also in tschechoslowakischer Zeit, als freiwillige Schritte der

⁷ Für Informationen über diese Entwicklung vgl. LThK X, 280f. Die politisch-religiös konfliktreiche Vorgeschichte der Los-von-Rom-Bewegung in der Habsburgermonarchie des 19. Jahrhunderts ist dargestellt in TRE XXI, 469-471.

⁸ H.-D. Döpmann, Die orthodoxen Kirchen, Berlin 1991, S. 101, berichtet, dass aber 1923 auch das Patriarchat von Konstantinopel einen Orthodoxen Bischof für die Tschechoslowakei weihte, sodass die dortige orthodoxe Kirche sehr bald eine Spaltung erlebte.

Gläubigen erstrebt waren, wurden nach dem 2. Weltkrieg durch die Sowjetbehörden, die das Martyrium von Bischof Theodor Romža verursachten, durch polizeiliche Zwangsmaßnahmen massiv gefördert. Wir werden uns damit im Folgenden zu befassen haben.

Theodor Romžas Kinder- und Jugendjahre

Der künftige Bischof Theodor Romža von Mukačevo wurde geboren am 14. April 1911 als 9. Kind seiner Eltern Paul Romža und Maria, geb. Semak, in Nad'bočko (heute Velikij Bičkov) an der Theiß, ehemaliges Komitat Maramoros. Die Familie des Bahnbeamten Romža wohnte ehemals in der Nähe des Bahnhofs am linken Theißufer, das 1919 an Rumänien abgetreten werden musste. Nur drei von Theodors Schwestern und ein Bruder von ihm, der aber infolge einer Krankheit in seinen Kinderjahren behindert war, erreichten das Erwachsenenalter.

Von Bischof Theodor Romža ist kein Taufzeugnis erhalten. Er dürfte auf den Doppelnamen Georg Theodor getauft worden sein, denn in den Schulzeugnissen und in anderen Aufzeichnungen über ihn begegnen wir – was bei der Geschichte seiner Heimat nicht weiter verwundert – ruthenischen, ungarischen, tschechischen und in seinen römischen Studienjahren auch lateinischen Formen dieser Namen. Als Bischof nannte er sich aber stets Theodor, und wir wollen bei diesem Namen verbleiben.

Es ist schwer, ein zuverlässiges Bild seiner Kinder- und Jugendjahre zu zeichnen, da die Archive Podkarpatiens größtenteils den Wirren und Umbrüchen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Opfer fielen und um die Jahrhundertmitte vielfach von Sowjetbehörden requiriert, an unbekannte Orte verbracht oder sogar vernichtet wurden. Beim Erstellen der Unterlagen für den Kanonisationsprozess musste man sich im Wesentlichen auf Zeitzeugen stützen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns auf das zu berufen, was dabei zutage gefördert werden konnte, und unser Bericht muss karg ausfallen.⁹

Die Familie Romža lebte in einfachen Verhältnissen und war für ihre Frömmigkeit bekannt. Offensichtlich engagierte sich Theodors Vater auch für seine politische Überzeugung, denn es wird berichtet, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie Romža in Theodors Studienjahren deswegen besonders beengt waren, weil Vater Paul den Treueid auf die tschechoslo-

⁹ Der Postulator beim Beatifikationsprozess, o. Laslo Puškaš (geb. 1941), der Sohn eines ruthenischen Priesters der Diözese Mukačevo und engen Mitarbeiters von Bischof Romža, verfasste in ukrainischer Sprache eine Broschüre mit dem Titel „Kir Teodor Romža – žyttja i smert' episkopa“, Lemberg 2001. (Auf S. 219 findet sich ein knapper Lebenslauf des Vaters des Postulators und auf den Seiten 215-229 kurz gefasste biographische Daten über weitere wichtige Zeitgenossen Romžas.) Dankenswerterweise stimmte der Postulator zu, dass wir uns seiner Informationen bedienen; die Photos in der vorliegenden Schrift sind ebenfalls von ihm vermittelt worden. Es gibt auch einen verkürzten italienischen Bericht über den ukrainischen Text des Postulators: Teodor Romža di László Puskás, Collana Testimoni, Milano 2000.

wakische Republik verweigerte und deswegen seine Anstellung bei der Eisenbahn verlor.

Die Volksschule besuchte Theodor in seinem Heimatort. 1922 schickten ihn die Eltern ans Lyzeum von Hust; diese Stadt war die Verwaltungszentrale von Theodors Heimat. Dort studierte er bis zur Matura im Jahr 1930. Nach dem Zeugnis von Schulkameraden war er ein guter Schüler, ruhig und besinnlich, wenig gesprächig, doch von den Kameraden geachtet, tüchtig auch beim Sport, und bei Streitigkeiten unter den Schülern wurde er gelegentlich als Schiedsrichter angerufen. Lehrer und Kameraden sahen in ihm einen begabten jungen Mann, der Führungsfähigkeit besaß.

Außer der Tatsache, dass er einer gläubigen und frommen Familie entstammte und, wenn er zu Hause war, im Kirchenchor seines Heimatorts mitsang, lässt sich über sein geistliches Leben und über das Entstehen seiner Berufung zum priesterlichen Dienst kaum etwas erheben. Über das Heranreifen der Berufung Theodors konnte sich der Postulator nur auf wenige Erzählungen berufen und musste sich im Übrigen auf Vermutungen beschränken. So weiß er um einen Zeitzeugen, der berichtete, Theodor selbst habe später einmal erzählt, er habe seinem Vater bereits im Schuljahr 1927/28 mitgeteilt, dass er Priester werden wolle, und zwar zölibatärer Priester.¹⁰ Weil aber der Name Romža nur durch ihn hätte weiter gegeben werden können (von seinem Bruder Stefan war dies krankheitshalber nicht zu erwarten), sei der Vater zunächst wenig erfreut gewesen und habe geantwortet, dass er darüber erst nach der Matura mit seinem Sohn reden wolle. Demgemäß habe sich Theodor über seine Pläne fortan in Schweigen gehüllt, und erst 1930, als der Zeitpunkt der Matura erreicht war, habe er seinen Wunsch wieder vorgetragen; von Seiten des Vaters habe es dann keinen Widerstand mehr gegeben.

Die Studienzeit in Rom

Bischof Petr Gebe von Mukačevo vermittelte es Theodor, dass er unmittelbar nach der Matura zum Studium der Philosophie und Theologie nach Rom ziehen konnte. Dort wurde er im Oktober 1930 ins Collegium Germanicum aufgenommen, das bekanntlich zugleich das ungarische Kolleg ist und den offiziellen Namen Collegium Germanicum et Hungaricum führt, und er wurde Student an der päpstlichen Universität Gregoriana. Unterricht in Latein, der Sprache der Vorlesungen und Examina an der Gregoriana, hatte Theodor zwar am Gymnasium erhalten, doch das Latein der Altphilologen unterscheidet sich stark von jenem der römischen Theologieprofessoren, mit dem er nun konfrontiert wurde. Zudem waren ihm Deutsch, die Haussprache am Germanicum, und die italienische Umgangssprache in der Stadt ganz fremd. Der Postulator weiß aus Briefen und Erzählungen

¹⁰ In der ruthenischen unierten Kirche steht es bekanntlich frei, sich auch als verheirateter Mann um die Priesterweihe zu bewerben. Nur musste die Eheschließung vor der Weihe erfolgt sein.

von Theodors Studienkameraden für die Anfangszeit von mancherlei Un- und auch Missverständnissen zu berichten. Dazu kam, dass sich das gottesdienstliche Leben im Germanicum, das dem römischen Ritus folgt, entschieden abhob von den Frömmigkeitsbräuchen, die ihm aus seiner heimatlichen griechisch-katholischen Kirche vertraut waren. In viel Fremdes hatte er hineinzufinden, und nicht nur wissenschaftliche und sprachliche Studien standen für ihn an; selbst für das Beten hatte er Neues zu lernen, weil die Frömmigkeitsformen des römischen Ritus sozusagen einer „anderen Grammatik“ folgen als das geistliche Brauchtum des ihm aus seiner podkarpatischen Heimat vertrauten byzantinischen Ritus. Er bewährte sich in den erforderlichen Umstellungen und in den vielerlei Aufgaben, wie sich sowohl aus Zeugnissen von Studienkollegen als auch aus den glänzenden Resultaten in den von ihm ohne Zeitverzögerung abgelegten Examina ergibt.

1929, im Jahre vor Theodors Übersiedlung nach Rom, war dort das Russicum begründet worden, ein Priesterseminar, in dem künftige Seelsorger für Russen ausgebildet werden sollten, für solche in ihrer Heimat, wo seit Ausbruch der Revolution viele Priester ermordet worden waren, und für die zahlreichen russischen Emigranten in aller Welt, die nach dem politischen Umsturz aus ihrem Heimatland geflohen waren. Das Gottesdienst- und Frömmigkeitsleben im Russicum folgte den Regeln des byzantinischen Ritus, wie ihn die Russen pflegten, und stand den geistlichen Normen sehr nahe, die Theodor aus seiner Heimat vertraut waren.

Aus mehrfachem Grund zog es Theodor Romža dorthin. Zum einen drängte es ihn, sich für den Dienst an den russischen Gläubigen zur Verfügung zu stellen, weil diese in großer Bedrängnis waren. Mit einem Jesuitenpater, der sich dem Apostolat an Gläubigen aus dem früheren Zarenreich zur Verfügung gestellt hatte, war Theodor, wie der Postulator eruieren konnte, schon in den Gymnasialjahren bekannt geworden, und es mag sein, dass auch dies eine der Ursachen war, die ihn ins Russicum zogen. Außerdem hatte sich Theodor vorzubereiten für den Seelsorgsdienst im Bistum Mukačevo, in einem Bistum also, wo er sein Amt nicht nach den Gepflogenheiten der lateinischen, sondern der byzantinischen Überlieferung würde ausüben müssen, und es war notwendig für ihn zu lernen, wie sich der Priester beim Feiern byzantinischer Gottesdienste verhalten muss. Überdies entsprach das geistliche Leben im Russicum besser dem, was ihm seit Kinder- und Jugendjahren vertraut war, als das von deutscher Frömmigkeit geprägte spirituelle Leben im Germanicum. Aus all diesen Gründen trat er 1934 vom Germanicum ans Russicum über, mit Zustimmung seines Heimatbischofs, der zusagte, dass Theodor die volle Freiheit erhalten werde, wenn es für ihn möglich werden sollte, nach Russland zu gehen, dass das Heimatbistum ihn aber nicht für den Dienst in der russischen Emigration frei stellen werde, weil es größten Bedarf hatte an ihm als einem Priester mit gründlichen Studien.

Am 24. Dezember 1936 wurde Theodor Romža im Russicum zum Priester geweiht, und im Sommer 1937, nach einem ununterbrochenen Romaufenthalt von über sechs Jahren und nach Abschluss seines Lizentiatsexamens mit der Note *magna cum laude* kehrte er zum ersten Mal in die Heimat zurück, um am Wohnort seiner Eltern Nachprimiz zu feiern. Er plante damals, möglichst bald wieder nach Rom zu kommen und seine theologischen Studien mit einem Doktorat abzuschließen.

Militärdienst und Pfarrer in den heimatlichen Bergen

Doch es kam anders. Ende September desselben Jahres wurde er den tschechoslowakischen Gesetzen gemäß zum Militärdienst einberufen und kam nach Prag zur Offiziersausbildung für Militärggeistliche. Diese dauerte bis zum 28. Februar 1938. Anschließend sandte ihn sein Bischof als Seelsorger in die zwei Bergdörfer Nyzsnya Bisztra und Berezovo, nahe bei seinem Geburtsort Nad'bočko und in die Nähe seiner betagten Eltern. Einem seiner ehemaligen Studiengenossen aus dem Germanicum schrieb er von dort aus: „Spätestens im Sommer oder im September 1938 werde ich von hier wegkommen und gerne nach Rom zurückkehren...“, und in einem Brief vom 4. Juli berichtete er P. Rektor des Russicums: „Seit dem 10. März bin ich in den Bergen. Mir sind zwei Pfarreien in einem orthodoxen Meer anvertraut... In Nyzsnya Bisztra gibt es 130 Katholiken neben 2500 Orthodoxen, in Berezovo sind 1800 Katholiken und 800 Orthodoxe, doch 80% der Einwohner sind Kommunisten.¹¹ Zudem sind beide Orte 11 km voneinander entfernt, so dass ich fast täglich mit dem Fahrrad hinauf und hinunter muss...“ Die ökonomische Situation in beiden Orten, fährt er fort, liegt völlig darnieder, die Gotteshäuser sind verwahrlost, an religiöser Unterweisung beim Volk mangle es sehr, und Aberglaube habe überhand genommen. Unter anderem verwies er in diesem Brief darauf, dass sein Kirchenvolk bezüglich des Verhältnisses zwischen katholischem und orthodoxem Glauben eine Haltung an den Tag legte, die sich gründlich unterschied von den Lehren, die ihm diesbezüglich im Russicum und an der Gregoriana vorgetragen worden waren.¹² Er schrieb: „...man sagt, dass der katholische und der orthodoxe Glaube derselbe sei und dass *nur die Popen verschieden* seien. Sie können sich daher leicht vorstellen, dass das Volk unsere Kirche ohne besondere Bedenken verlässt, zur Orthodoxie übergeht und, wenn es ihm einfällt, die Schritte wieder zurückwendet. Die Mehrheit unseres Volkes hat nicht die leiseste Idee von den grundlegenden Glaubenswahrheiten. Für sie ist es entscheidend, ob man die Feste 13 Tage früher oder später feiert.“¹³ Auch klagte er, dass viel Zeit

¹¹ In einem anderen Brief, in dem ebenfalls die Rede ist von 80% Kommunisten, fügte Theodor an: „aber sie gehen zur Kirche“.

¹² Mit diesen Lehren werden wir uns zu befassen haben, wenn wir von Theodors bischöflichem Wirken berichten.

¹³ Um 13 Tage ist der julianische Kalender, bei dem mehrere orthodoxe Kirchen und die mit Rom unierten Ruthenen Podkarpatiens verblieben sind, zu-

und Energie zu verwenden war auf die Regelung von Eigentumsfragen für die Kirche, obwohl er nur wenig Kenntnisse von den ökonomischen Sachfragen besaß; der mehrfache Wechsel in der Staatszugehörigkeit seiner Heimat und, damit verbunden, in den Rechtsordnungen bereitete zahlreiche Schwierigkeiten. Doch schrieb er in einem anderen Brief auch: „Ich lebe in großer Armut, aber glücklich.“

Im August 1938 ließ er seinen Reisepass erneuern, um das Weiterstudium in Rom aufnehmen zu können. Doch vergebens. Wegen Hitlers Druck auf die Tschechoslowakei wurde am 22. September 1938 eine Generalmobilmachung verfügt, und Theodor musste abermals zu den Waffen. Diesmal dauerte es drei Wochen. Doch auch danach war an das Übersiedeln nach Rom nicht zu denken, denn im Lauf der politischen Wirren, die ausgebrochen waren, wurde Podkarpatien geteilt; der Westen des Landes mit Mukačevo und Užgorod wurde ungarisch. Die Grenzen des geteilten Landes wurden geschlossen, und die bereits ausgestellten Reisepässe verloren ihre Gültigkeit. Die Kirchenverwaltung für den Ostteil des Bistums Mukačevo, dem auch die beiden Pfarrdörfer Theodors zugehörten, wurde nach Hust verlegt, und der Vatikan ernannte dafür einen eigenen Apostolischen Administrator. Dieser war „ukrainophil“, und mit ihm begann im Bistum Mukačevo eine Zeit, in der die „magyarophilen“ und die „ukrainophilen“ politischen Bestrebungen leider auch auf die kirchlichen Verhältnisse bedeutenden Einfluss erlangten.¹⁴ Theodors Briefe zeugen davon, dass er, der von zu Hause her sowohl das Ruthenische wie auch das Ungarische beherrschte, um der recht untheologischen politischen Themen willen in Spannung geriet zum neuen Apostolischen Administrator. Doch dessen Tätigkeit sollte von nur recht kurzer Dauer bleiben.

Spiritual und Dozent am Priesterseminar von Užgorod

1939 wurde ganz Podkarpatien von Ungarn annektiert und seine Teilung wurde beendet. Bischof Stojka von Mukačevo konnte wieder die Verantwortung für die gesamte Diözese übernehmen. Theodor war im Juni 1939 bei ihm, und wieder war von der Fortsetzung der Studien in Rom die Rede. Der Bischof stellte ihm ein Attest aus, das helfen sollte, einen Reisepass zu erlangen. Doch im Oktober schrieb Theodor an P. Rektor des Russicums:

„Der Mensch denkt und Gott lenkt. Ich hoffte, jetzt bei Ihnen in Rom zu sein, doch die Verantwortlichen haben anders entschieden. Im hiesigen Seminar fehlten Führungskräfte. Fast alle Präfekten wurden ausgetauscht, und Bischof Stojka ernannte mich zum Spiritual und zum Philosophieprofessor im

rück gegenüber dem im Westen gebräuchlichen gregorianischen Kalender; die Frage, welchem der beiden Kalender man zu folgen habe, war nach Theodors Erfahrung bei seinem Pfarrvolk die Zentralfrage ihres konfessionellen Interesses.

¹⁴ Informationen zur bereits älteren Vorgeschichte dieser Spannungen sind zu finden im Beitrag der in Anm. 3 zitiert wurde.

Seminar von Užgorod. So muss ich bleiben, obwohl mein Reisepass fertig ist.

Wir begannen die Vorlesungen bereits am 25. November. Natürlich habe ich eine Menge Arbeit, da ich alleine die gesamte Philosophie vortrage, gleichzeitig als Spiritual amtiere und meine Vorlesungen vorzubereiten habe. Ich muss arbeiten, um geeignetes Material vorlegen zu können für die Meditation. Sodann muss ich alle anhören, die sich um geistliche Führung an mich wenden; zudem werde ich oft zum Beicht hören in diese oder jene Kirche eingeladen. Selbstverständlich mache ich dies alles gern. Aber ich muss bis tief in die Nacht hinein arbeiten; andererseits erfüllt es mich mit Genugtuung, dass ich mitwirke am Werk Gottes und meine Pflicht vor ihm gewissenhaft erfülle. Abends muss ich Betrachtungspunkte in zwei Sprachen geben, auf Ruthenisch und auf Ungarisch¹⁵, denn ins Seminar sind Ungarn aus der Diözese Hajdudorog gekommen, die kein Wort Ruthenisch verstehen, aber vom östlichen Ritus sind.¹⁶ Hier haben wir 65 Theologiestudenten ...

Für heute Nachmittag bin ich zum Beicht hören bei den Gymnasiasten eingeladen. Dies wird mich den ganzen Nachmittag beschäftigen, denn sie sind zahlreich. Auch werde ich ins Krankenhaus gehen müssen, um Beichten zu hören oder auch nur die Kranken zu besuchen ...¹⁷

Wie aus einem anderen Brief hervorgeht, hatte Theodor Romža wöchentlich 12 Vorlesungsstunden, die er ebenso wie die täglichen Betrachtungspunkte wegen der Studenten aus Hajdudorog zweisprachig vortrug. Zum Beweis für sein Ansehen als Spiritual und Lehrer, für seine Weisheit und Liebe zu den Studenten und für die Frömmigkeit, die Theodor vorlebte, sammelte der Postulator Berichte¹⁸ von seinen ehemaligen Schülern, von denen einige bis heute noch aktiv im Dienst des Bistums Mukačevo stehen.

Die Bischofsweihe

Überraschend starb der Mukačever Bischof Alexander Stojka am 31. Mai 1943, und der Heilige Stuhl ernannte den damaligen griechisch-katholischen Bischof Mikos Dudas von Hajdudorog zum

¹⁵ Die Selbstverständlichkeit, von der sowohl hier als auch in anderen Zusammenhängen bezeugt wird, dass sich Theodor Romža beider Sprachen bediente, zeigt, dass ihm - anders als dem Apostolischen Administrator Dionisij Nyaradi, mit dem er Probleme hatte - die ethnischen Streitigkeiten fern lagen, die schon seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts für Oberungarn kirchlich wie staatlich zahlreiche Probleme verursacht hatten.

¹⁶ Es handelt sich um Studenten aus der Diözese Hajdudorog, von der oben erwähnt wurde, dass sie 1912 entstand. Sie besaß noch kein eigenes Seminar und machte sich das Faktum zunutze, dass Užgorod nach der Annexion Podkarpatisiens leicht erreichbar war, weil keine Staatsgrenze mehr dazwischen lag. So konnte man die Studenten problemlos dorthin senden.

¹⁷ Die Zitate fußen auf der oben benannten Schrift des Postulators.

¹⁸ In Auszügen zitiert der Postulator auch sie in seiner oben benannten Schrift.

Apostolischen Administrator der verwaisten Diözese. Die Rote Armee rückte bereits näher an Podkarpatien heran, und es war vorhersehbar, dass sie das Land recht bald besetzen werde. Die Mehrheit der Bevölkerung hielt die erwartete Besetzung zunächst für eine vorläufige Sache, denn es hatte Erklärungen gegeben, dass die Tschechoslowakei nach dem Krieg in den Grenzen von 1938 wiedererstehen werde, dass Podkarpatien also an sie zurückerstattet würde. Entsprechende Aussagen ließ die tschechische Exilregierung über Radio London verbreiten. Allerdings gab es auch Gerüchte, Beneš habe schon 1938 namens der Exiltschechen einen Vertrag unterzeichnet, dass man auf Podkarpatien verzichten werde. Außerdem gab es auch einen Brief Stalins an Beneš, dass das Volk Podkarpatiens das Recht habe, selbst zu bestimmen, welchem Staat es künftig zugehören wolle.¹⁹

Bischof Dudas, der selbstverständlich um die sowjetischen Kirchenverfolgungen der Vorkriegszeit wusste, hielt es für angebracht, möglichen Schwierigkeiten in der ihm anvertrauten Nachbardiözese vorzubauen und machte Gebrauch von der Vollmacht für die Bischöfe in Verfolgungszeiten, drei Geistliche benennen zu können, denen die Leitung der Diözese zufallen sollte, wenn sie selber an der Amtsführung behindert werden. In Užgorod, Mukačevo und Hust rechnete man jedenfalls mit dem Ausbruch großer Schwierigkeiten. Auch erreichte Bischof Dudas sehr schnell, dass der Heilige Stuhl für das Bistum einen Vikarbischof ernannte. Dabei fiel die Wahl auf Theodor Romža, den jüngsten aller möglichen Kandidaten, der nach anderthalb Jahren in entfernten Bergdörfern und nachfolgend in einem arbeitsreichen, aber verborgenen Leben im Priesterseminar nur in Užgorod, doch kaum anderswo bekannt war. Für diesen jungen Priester sprach neben seinem geistlichen Eifer für den Dienst an der Kirche, dass er eine gute theologische Ausbildung erhalten hatte, vom Russicum her die Situation in der Sowjetunion kannte und die russische Sprache beherrschte. Zur allgemeinen und zu seiner eigenen Überraschung wurde ihm anfangs September 1944 in der Diözesankanzlei von Užgorod das Ernennungsdekret zum Vikarbischof seiner Heimatdiözese ausgehändigt, und in aller Eile erfolgte seine Bischofsweihe schon am 24. September in der Kathedrale von Užgorod. Der Apostolische Administrator Dudas spendete sie und die lateinischen Bischöfe Janos Scheffler von Satu Mare (Rumänien) und Istvan Madarasz von Košice (Slowakei) wirkten mit ihm zusammen.

Sein erstes Pontifikalamt in der Užgoroder Kathedrale feierte Theodor Romža am Fest Kreuzerhöhung²⁰, an einem passen-

¹⁹ Der Brief ist abgedruckt in Podkarpat'ska Rus' (Užgorod) vom 25.3.1997. Es erscheint wohl kaum übertrieben, dass Stalin beim Abfassen dieses Briefes von vornherein an eine nach Sowjetmuster „gelenkte“ Bestimmung durch das Volk dachte. Denn wie wir sehen werden, eröffnete die sowjetische Besatzungsmacht noch vor Kriegsende eine Propagandakampagne für den Anschluss des Landes an die UdSSR.

²⁰ Das Fest vom 14. September fällt wegen der 13-tägigen Kalenderdifferenz in der ruthenischen Kirche erst auf jenen Tag, der im öffentlichen Kalender bereits der 27. September ist.

den Tag für seinen Dienstantritt, mit dem ein Kreuzweg begann. De facto galt er alsbald nicht nur als Vikarbischof, sondern als Diözesanbischof von Mukačevo. Ob er dafür ein besonderes Ernennungsdekret bekam²¹ oder ob ihn Klerus und Volk unter den bald einsetzenden Umständen einfach dazu machten, können wir nicht angeben.

Beginn der bischöflichen Aktivität

Ein Jahr nach Theodor Romžas Bischofsweihe, im Lauf des Oktobers 1944, besetzte die Rote Armee Podkarpatien. In der Bischofsstadt Užgorod hatten die deutsche und die ungarische Armee am 27. Oktober die Brücken und den Flugplatz gesprengt und waren abgezogen; die Einnahme der Stadt durch die Sowjetruppen erfolgte dann kampflos. Weil die Mehrheit von Podkarpatiens Bevölkerung zur griechisch-katholischen Kirche gehörte und diese Kirche nach sowjetischer Terminologie somit den „wichtigsten gesellschaftlichen Faktor“ im Land darstellte, machte der sowjetische Oberkommandierende beim Bemühen um Wohlwollen im Land einen Antrittsbesuch bei Bischof Romža und versicherte ihm, dass das sowjetische Heer der Kirche gewogen sei. Die päpstliche Weihnachtsansprache des Jahres 1944, von der noch die Rede sein muss, stand zu diesem Zeitpunkt erst bevor.

Für den 7. November, also noch vor dem Ende des 2. Weltkriegs, lud die Armeeführung den Bischof zu den Feierlichkeiten ein, die in Užgorod zum Jahresgedächtnis der Oktoberrevolution stattfinden sollten²². Der Bischof wurde gedrängt, dabei eine Rede zu halten. Man erwartete, dass er den Wunsch vortrüge, Podkarpatien in die Sowjetukraine einzubeziehen. Doch der Bischof hütete sich, sich massiv in die Politik einzumischen und diesen Vorschlag zu unterbreiten; er beschränkte sich darauf, der Roten Armee für die Befreiung von den Faschisten zu danken. Alsbald veröffentlichte die örtliche, die Moskauer und die Kiever Presse unter der Überschrift "Der griechisch-katholische Bischof bittet Generalissimus Stalin, das Karpatenland an die Sowjetukraine anzuschließen" den Text einer Rede, die als die seine bezeichnet wurde. Als der Bischof gegen die gravierenden Veränderungen am Text seiner Ansprache protestierte,

²¹ Dass es ein solches wohl nicht gab, legt das Schreiben von Bischof Dudas nahe, das unten zitiert werden wird. Darin bezeichnet ihn Bischof Dudas auch nach dem Martyrertod noch als Vikarbischof und Apostolischen Administrator der Diözese Mukačevo.

²² Die Oktoberrevolution war am 25./26. Okt. 1917 ausgebrochen. Damals galt in Russland nicht nur kirchlich, sondern auch staatlicherseits noch der julianische Kalender. Als später die Sowjetregierung für das öffentliche Leben den gregorianischen Kalender übernahm, setzte man wegen der Differenz von 13 Tagen die Festfeier für die Oktoberrevolution auf den 7./8. November fest, um den „echten“ Jahrestag feiern zu können. Bei dieser „Verschiebung“ der Festfeier blieb es, solange die Sowjetunion bestand.

bekam er zu hören, dass verbessert worden sei, was er beim Reden falsch gemacht habe.²³

Propaganda von Seiten des unierten Bischofs für die Angliederung des Landes an die Sowjetunion war also nicht zu erreichen. Da äußerte am 29. November 1944 ein unter Protektion der Sowjetarmee aufgestellter „Nationalrat“ den Wunsch, dass ihr Heimatland in die Sowjetunion aufgenommen werde,²⁴ und eine Delegation der Orthodoxie Karpatorutheniens, die vom 7. bis zum 13. Dezember 1944 in Moskau weilte, trug dort den Wunsch vor, kirchlich nach Moskau orientiert zu werden. Der Bericht-erstattung über die Reise wurde im Journal des Moskauer Patriarchats viel Platz eingeräumt; dort heißt es: "Ziel der Reise der Vertreter der Diözese Mukačevo-Prešov war, die Bitte zu unterbreiten, dass man den Vorschlag an die Hl. Synode der Serbischen Orthodoxen Kirche auf Überstellung der Diözese Mukačevo-Prešov unter die kanonische Zuständigkeit des Moskauer Patriarchats unterstütze".²⁵

Die Annexion Podkarpatiens an die Sowjetunion erfolgte im Juni 1945. Seither wird es Transkarpatien genannt.

Unter sowjetischem Vorzeichen abermals eine „Los-von-Rom-Bewegung“

Propaganda für den Atheismus war stets Programmpunkt des sowjetischen Kommunismus gewesen, und die Haltung der Sowjetregierung zu den Kirchen war allzeit von Gegnerschaft geprägt. Doch ihr konkretes Verhalten zu ihnen in den Details des praktischen Alltags wandelte sich verschiedentlich;²⁶ besonders viel wurde geschrieben über die sogenannte „neue Religionspolitik Stalins“, die in Zusammenhang stand mit dem Krieg gegen Deutschland. Dabei übersahen verschiedene Kommentatoren jedoch, dass Stalin durch sie den Kirchen keineswegs freie Entfaltungsmöglichkeiten einräumen wollte, sondern meinte, sie seien längst geschwächt genug, um sich als seine Helfershelfer

²³ A. Pekar, der dies bereits 1977 in seiner Schrift: Our Martyred Bishop Romzha, Pittsburgh 1977, S. 21-23 berichtete, fügte bei: "Ich erinnere mich an das große Erstaunen, das diese gefälschte Rede in Rom hervorrief"; ausdrücklich erwähnte er die Überraschung, die Kard. Tisserant, der damalige Sekretär der Ostkirchenkongregation, der von der Fälschung nichts wusste, ihm gegenüber zum Ausdruck brachte.

²⁴ Vgl. Artikel "Zakarpatskaja Ukraina" in: Bol'shaja Sovetskaja Enciklopedija, 3. Aufl., IX, 895.

²⁵ Žurnal Moskovskoj Patriarchii 1945, 1, S. 5-10, (Zitat S. 5; das Žurnal war um diese Zeit die einzige Zeitschrift der Russischen Orthodoxen Kirche und konnte nur in sehr kleinem Umfang erscheinen; umso auffälliger ist die Länge dieses Berichts, der keine echten Informationen zu bieten hat, weil er nur eine Aufzählung der Termine beim Besuchsverlauf darstellt). An der Spitze der Delegation stand Archimandrit Feofan Sabov, der von Bischof Vladimir von Mukačevo-Prešov zu guter Letzt zum Stellvertreter bestellt worden war; vgl. die Chronik in: Internat. Kirchl. Zeitschrift 29(1939)99 und 237; 30(1940)160; 32(1942)54 und 175; 33(1943)42f und 166; 34(1944)69f und 173.

²⁶ Die Änderungen werden benannt bei Suttner, Sowjetische Religionspolitik von 1917 bis 1989, in: Una Sancta 44(1989)171-184, sowie in: Suttner, Kirche und Nationen, Würzburg 1997, S. 347-365.

ausnützen lassen zu müssen. Als nun die Rote Armee beim Vormarsch nach Westen Gebiete erreichte, in denen die katholische Kirche stark war (zunächst galt dies von Galizien und Podkarpatrien mit den dortigen blühenden mit Rom unierten Kirchen), schien es zunächst, dass er diese Verhaltensweise auch auf die Katholiken ausdehnen wollte. Was Galizien anbelangt, konnte A. Galter schreiben:

"Als Galizien 1944 wieder unter die Kontrolle der Sowjets zurückkehrte, war das offizielle Verhalten der Kommunisten gegenüber ihrem Verhalten während der ersten Periode²⁷ verschieden. Sie zeigten Achtung vor der Kirche, und an den Gottesdiensten nahmen Soldaten und sogar Offiziere teil. Die antireligiöse Propaganda war kaum spürbar, und die Kreuze, die in der Zwischenzeit wieder in den Schulen und Krankenhäusern angebracht worden waren, wurden nicht entfernt. Gemäß der Stalinschen Verfassung wurde jedoch jede religiöse Propaganda verboten, und so konnten religiöse Bücher und Veröffentlichungen nicht mehr erscheinen; die Tätigkeit der Diözesandruckereien wurde neuerdings vollkommen eingestellt. Gestattet blieb jedoch die Ausübung des Kultes und die Einhaltung der Feiertage. ... Die Seminarien, die während der deutschen Besetzung wiedereröffnet worden waren, wurden nicht belästigt, ja die Theologiestudenten wurden sogar vom Militärdienst und von der Arbeitsdienstpflicht befreit. Die Kirchen wurden weiterhin als Staatseigentum betrachtet; sie konnten jedoch gegen einen mäßigen Mietzins weiterbenutzt werden. Die Klöster, die während der deutschen Besetzung wieder zurückgegeben worden waren, blieben auch unter den Sowjets von den Ordensleuten bewohnt. ... Als der Metropolit Szepticky starb (2. Nov. 1944), konnte ihm ein feierliches Ehrenbegräbnis bereitet werden. Es bestand der allgemeine Eindruck, dass nach den Zugeständnissen, die der Kirche in der Sowjetunion während der Jahre 1941-1943 gemacht wurden, auch die katholische Kirche des orientalischen Ritus kein übermäßig schweres Leben haben sollte. Die Sowjets hatten wohl von der kirchlichen Autorität verlangt, dass der Sowjetstaat von ihr öffentlich anerkannt und in feierlichen Andachten um den Sieg der Roten Armee gebetet werde, im übrigen aber ließen sie erkennen, dass in ihrer Religionspolitik Änderungen eingetreten waren. Auch die Inthronisation des neuen Metropoliten der ruthenischen Kirche, Josef Slipyi, konnte ungestört gefeiert werden."²⁸

Im Karpatengebiet verhielt sich die Sowjetmacht zunächst ähnlich, und die Sowjetarmee erwies Bischof Romža Respekt; wie bereits erwähnt, lud sie ihn wenige Tage nach dem Ehrenbegräbnis für Metropolit Szepticky sogar als Redner ein zur Jahrestagsfeier für die Oktoberrevolution.

²⁷ Gemeint ist die Zeit zwischen dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 bis zum Beginn des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion, als Galizien zum ersten Mal Moskau unterstellt worden war.

²⁸ A. Galter, Rotbuch der verfolgten Kirche, Recklinghausen 1957, S. 95f.

Das freundliche Verhältnis währte aber weder in Galizien, noch im Karpatengebiet lange, denn ein schwerer Konflikt der Sowjetmacht zur katholischen Kirche bahnte sich an, als sich im Winter 1944/45 die Mächte, deren Sieg über Hitler-Deutschland nahe rückte, auf die Gründung der UNO vorbereiteten. Papst Pius XII. nahm damals die traditionelle päpstliche Weihnachtsansprache an die Völker der Welt zum Anlass, gemäß den Prinzipien der katholischen Soziallehre Grundsätzliches darzulegen zu den Themen Friede, Gerechtigkeit zwischen den Völkern, Freiheit und Demokratie, zu jenen großen Anliegen also, um derenwillen die Vereinten Nationen gegründet werden sollten. So machte er klar, dass die katholische Kirche nicht gewillt war, zu schweigen und widerspruchslos hinzunehmen, dass ohne Rücksicht auf die christliche Sittenlehre ermittelt werde, was rechtens sei und wie sich das gesellschaftliche Leben entfalten solle. Die katholische Kirche wollte auf der Basis ihrer Soziallehre einen Beitrag einbringen in die Diskussion über die neue Ordnung im Zusammenleben der Völker, der die Gründung der UNO dienen sollte.

Nach Stalins Plänen sollten Galizien und Podkarpatien aber der Sowjetunion zugeschlagen werden, und weitere von Katholiken besiedelte Gebiete, welche seine Armeen noch eroberten, sollten zum künftigen Herrschaftsgebiet der sowjetischen Weltmacht gehören. Hätten in diesen Ländern die Katholiken Geltung für die vom Papst vertretene Soziallehre gefordert, dann hätte sich die Kirche dort auf keinen Fall als Helfershelferin der kommunistischen Partei gebrauchen lassen; es wäre vielmehr zu einer Opposition gegen Stalins eigene Vorstellungen von der aufzurichtenden Ordnung gekommen. Um dies zu verhindern, begann in der Sowjetunion als Antwort auf die Weihnachtsansprache des Papstes eine scharfe Kampagne in Presse und Rundfunk, die in der jeder wirklichen Begründung baren Behauptung gipfelte, die Papstansprache sei eine Unterstützung für das stürzende Hitlerregime gewesen.²⁹ Weil Stalin über den Vatikan nicht wie über die Moskauer Patriarchatsleitung Aufsicht führen und ihn nicht für seine politischen Ziele instrumentalisieren konnte, waren die Grundsätze seiner sogenannten neuen Kirchenpolitik, deren oberstes Prinzip die Indienstnahme der Religionsgemeinschaften für die Politik der Partei war, auf die katholische Kirche nicht anwendbar. Er betrachtete diese daher als Feind, den er erbittert bekämpfen wollte. Wie vor dem 2. Weltkrieg die Religion ganz allgemein, so wurde in der Sowjetunion der Kirchenkampf gegen die katholische Kirche weiterhin in der alten Form fortgesetzt.³⁰ Entschlossen richtete-

²⁹ Die Ansprache im vollen Wortlaut in: Acta Apostolicae Sedis 37(1945)10-23. Die Lektüre des Textes erweist die genannte Behauptung eindeutig als Verleumdung. La documentation Catholique 28(1946)90f berichtete bereits im Jahrgang 1946 von einer scharfen Wende im Verhalten der Sowjetbehörden zu den Katholiken unmittelbar nach der Ansprache.

³⁰ Details zum Geschick der katholischen Kirche der Sowjetunion in der Nachkriegszeit sind dargelegt bei W. Kralewski, Zur Lage der katholischen Kirche in der UdSSR, in: Der christliche Osten 43(1988)268-274. Vgl. auch das 5. Kapitel bei Suttner, Die katholische Kirche in der Sowjetunion, Würzburg

te sich von da an der sowjetische Kirchenkampf gegen die mit Rom unierte Kirche; deren Klerus und Gläubige sollten der Orthodoxie zugeführt und dem Moskauer Patriarchat untergeordnet werden, das nach dem schrecklichen Terror und den großen Verlusten der späten 30er Jahre dem Kreml restlos ausgeliefert war.

Als Auftakt für die Maßnahmen gegen die unierte Kirche, die zuerst in Galizien unternommen wurden, diente ein angebliches Hirtenwort des Moskauer Patriarchen Aleksij I. Schon in kommunistischer Zeit konnte nachgewiesen werden, dass das Schreiben eine Fälschung war.³¹ Als bald wurde mit staatlicher Hilfe aus 13 Priestern ein „zur Wiedervereinigung“³² der griechisch-katholischen Kirche mit der Russischen Orthodoxen Kirche“ gegründet, und ihm wurde von der staatlichen Kirchenbehörde sogar ausdrücklich das Recht zu Handlungen eingeräumt, die durch die sowjetische Verfassung *expressis verbis* verboten waren.³³ Die unierten Bischöfe wurden verhaftet, und auf den Klerus übte die Polizei schweren Druck aus, sich dem Initiativausschuss zu beugen. Im März 1946 organisierte dieser eine Pseudosynode in Lemberg,³⁴ welche die Union für „beendet“ erklärte. Das unierte Kirchenleben in Galizien galt den Behörden von diesem Zeitpunkt an für illegal.

Die Kirche Podkarpatiens war nie mit der griechisch-katholischen Kirche Galiziens verbunden gewesen und sein kirchliches Leben unterschied sich von jenem in Galizien,³⁵ auch

1992, S.43-88, und ders., Die stalinistische Unterdrückung der unierten Kirche in Galizien und im Karpatengebiet, in: E. Renhart/A. Schnider (Hg.), *Sursum corda*. (Festschrift Harnoncourt), Graz 1991, S. 423-438. Dass der schon erwähnte Bericht im *Žurnal Moskovskoj Patriarchii* über die Moskaureise der orthodoxen Delegation aus Mukačevo (im Dezemer 1944) von Ausfällen über die katholische Kirche strotzt, mag sich daraus erklären, dass ihn die strengster Aufsicht durch die Sowjetbehörden unterzogene Patriarchatszeitschrift erst in der Januarnummer von 1945, also erst nach der Ansprache von Pius XII., publizierte.

³¹ Bereits vor dem Zusammenbruch der kommunistischen Macht gesammelte Beweise sind nochmals zusammenfassend vorgelegt bei Suttner, Patriarch Aleksij von Moskau und die Unterdrückung der Ukrainischen Unierten Kirche, in: *Ökumenisches Forum* 16(1993)137-152. Durch eine 2001 in Kiev erfolgte Publikation von KGB-Akten sind die darin enthaltenen Anschuldigungen gegen die Sowjetbehörden auch anhand von Polizeiakten nachweisbar. Der Nachweis ist vorgelegt in der umfangreichen Anm. 56 bei Suttner, Die Metropole von Lemberg und Halič unter wechselnder weltlicher Obrigkeit, in: D.A.Binder/K.Lüdicke/H.Paarhammer (Hg.), *Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft* (FS Schwendenwein), Innsbruck 2006, S. 171-173.

³² Schon das Wort „Wiedervereinigung“ war verlogen und für die Ukrainer beleidigend, denn nie hatte es eine Zeit gegeben, in der Galiziens Kirche zur russischen Kirche gehört hätte und nach dem 2. Weltkrieg mit ihr wiedervereint hätte werden können.

³³ Nachweise der Widersprüche zur Sowjetverfassung in der Bevollmächtigung des „Initiativausschusses“ sind enthalten in den bereits benannten Aufsätzen von Suttner.

³⁴ Für Einzelheiten bezüglich Vorbereitung, Durchführung und Auswirkungen dieser „Synode“ vgl. Suttner, Die katholische Kirche in der Sowjetunion, S. 70-81.

³⁵ Die historischen und kirchenrechtlichen Ursachen für die Unterscheidung sind dargelegt bei Suttner, *Kirche und Nationen*, Würzburg 1997, S. 317-332.

dehnte der galizische „Initiativausschuss zur Wiedervereinigung der griechisch-katholischen Kirche mit der Russischen Orthodoxen Kirche“ seine Tätigkeit nicht ins Karpatenland aus. Als das Land aber im Juni 1945 als Transkarpatien der Sowjetunion eingegliedert worden war, mussten Bischof Romža und die Seinen damit rechnen, dass es nur mehr eine Frage der Zeit war, bis die Sowjetmacht auch bei ihnen gegen das griechisch-katholische Kirchenleben vorgehen wird.³⁶ Der Bischof entfalte von allem Anfang an große Aktivität, um die Seinen auf die drohende Verfolgung vorzubereiten.

Wie urteilte man in Bischof Romžas Tagen und später über die Grenze zwischen Katholiken und Orthodoxen?

Als Student an der römischen Gregoriana und als Alumnus im Russicum eignete sich Theodor Romža einschlägig die Auffassung an, die vor dem 2. Vatikanischen Konzil in der katholischen Kirche herrschte. Dieser Auffassung gemäß musste man mit dem Papst verbunden sein, um dem Willen Gottes entsprechend der Kirche Christi angehören zu können, denn nur die Katholiken galten nach der damals in der katholischen Kirche offiziellen Theologie als Christen, die dem Willen des Herrn voll nachkamen und Glieder der Kirche sein durften. Für katholische Seelsorger bedeutete dies, dass sie die nichtkatholischen Christen zur Konversion zur katholischen Kirche einladen und dringlich Sorge tragen mussten, damit kein Katholik zu einer anderen Kirche übertrat. Gut ein Jahr vor Theodor Romžas Bischofsweihe trug Papst Pius XII. diese Ansicht in der Enzyklika "*Mystici corporis*" vom 22. Juni 1943³⁷ in der schärfsten Form vor, in der sie je in einem lehramtlichen Dokument ausgesprochen wurde. Dort heißt es: "Den Gliedern der Kirche sind nur jene in Wahrheit zuzuzählen, die das Bad der Wiedergeburt empfangen, sich zum wahren Glauben bekennen und sich weder selbst zu ihrem Unsegen vom Zusammenhang des Leibes getrennt haben noch wegen schwerer Verstöße durch die rechtmäßige kirchliche Obrigkeit davon ausgeschlossen worden sind ... Aus diesem Grunde können die, welche im Glauben oder in der Leitung voneinander getrennt sind, nicht in diesem einen Leib und aus seinem einen göttlichen Geiste leben." In der Enzyklika "*Humani generis*" vom 12. August 1950³⁸ rügte der Papst nochmals mit Nachdruck jene Theologen, die anders dachten: "Einige halten sich nicht gebunden an die vor einigen Jahren in einem Rundschreiben vorgelegte Lehre, die ... erklärt, dass der geheimnisvolle Leib Christi und die römische katholische Kirche

³⁶ Von den Maßnahmen, die dort ergriffen wurden, hat im Folgenden die Rede zu sein; vgl. dazu auch Suttner, Die katholische Kirche in der Sowjetunion, S. 81-85, sowie Pekar, The History of the Church in Carpatian Rus', S. 144-161.

³⁷ AAS 25(1943)193-248; deutsche Übersetzung in: H. Schäufele, Unsere Kirche, Heidelberg 1946.

³⁸ AAS 42(1950)561-578; deutsche Übersetzung in: Herderkorrespondenz 5(1950/51)25-31.

ein und dasselbe sind."³⁹ Ein Katholik, der sich von der katholischen Kirche lossagte und zu einer von den anderen christlichen Konfessionen übertrat, galt demgemäß als abtrünnig - als einer, der sich von Christus abwandte.⁴⁰ Die Formulierungen, mit denen Bischof Romža und die Seinen über jene Christen redeten, die übertraten, waren entsprechend negativ.

Als Theodor Romža als junger Priester im Bergland bei Hust seine erste Seelsorgestelle antrat, in einer Gegend, in der infolge der „Los-von-Rom-Bewegung“ besonders viele unierte Katholiken zur orthodoxen Kirche übergetreten waren, schrieb er in einem schon oben zitierten Brief an den Rektor des Russicums: „... man sagt, dass der katholische und der orthodoxe Glaube derselbe sei und dass *nur die Popen verschieden* seien. Sie können sich daher leicht vorstellen, dass das Volk unsere Kirche ohne besondere Bedenken verlässt, zur Orthodoxie übergeht und, wenn es ihm einfällt, die Schritte wieder zurückwendet.“ Was er in Rom bei seinen Lehrern hörte, macht sein Entsetzen über diese Christen verständlich. Zwar stehen uns keine Vorlesungsmanuskripte Theodor Romžas aus der Zeit seiner Lehr- und Spiritualstätigkeit im Theologenkonvikt von Užgorod zur Verfügung; doch es gibt keinen Zweifel, dass er die Studenten, die durch seine Schule gingen, über die Grenzlinie zwischen Katholiken und Orthodoxen so belehrte, wie es ihm in seinen römischen Studienjahren nahe gebracht worden war.

Für die überwiegende Mehrzahl der Vertreter der „Los-von-Rom-Bewegung“, die eifrig für eine „Rückkehr der Unierten in die Orthodoxie“ warben⁴¹, ging es hingegen beim Übertritt der unierten Christen in die orthodoxe Kirche weder um Gehorsam noch um Verrat an Christi Willen, denn sie dachten nicht in theologischen, sondern in nationalen Kategorien. Sie wollten die slawischen Wurzeln der podkarpatischen Kirche und ihre Verankerung in der byzantinischen Überlieferung wieder deutlicher hervorkehren. Denn in österreich-ungarischer Zeit, als ihre Heimat von Budapest aus verwaltet worden war, haben viele unierte Priester Podkarpatiens die ungarische Sprache angenommen und sie in ihren Pfarren gefördert. Auch haben sie allzu gern lateinische Frömmigkeitsbräuche übernommen und die unier-

³⁹ Um das Ausmaß der Gewissensprobleme zu erfassen, die sich für unierte Gläubige auftun konnten, als sie auf Stalins Wunsch gezwungen werden sollten, auf ihre Verbindung zum Papst zu verzichten, muss man sich vergegenwärtigen, dass ihre Verfolgung ausgerechnet in den Jahren zwischen den Encykliken "*Mystici corporis*" und "*Humani generis*" einsetzte.

⁴⁰ Man übersehe nicht, dass es damals in der Russischen Orthodoxen Kirche auch eine Minderheit von Theologen gab, die umgekehrt dachte: dass es nämlich Gottes heiliger Wille sei, nicht zum Papst zu gehören und dass die Unierten deswegen aus geistlichen Gründen zum Verlassen der katholischen Kirche aufzufordern seien. Näheres hierzu bei Suttner, *Die Christenheit aus Ost und West auf der Suche nach dem sichtbaren Ausdruck für ihre Einheit*, Würzburg 1999, S. 231-234 und 254-257.

⁴¹ Es ist mehr als fraglich, ob es im Karpatenland unter ihnen überhaupt Vertreter jener theologischen Position gab, auf die in der vorangegangenen Anmerkung verwiesen wurde.

te Kirche latinisiert.⁴² Die Prediger der „Rückkehr zur Orthodoxie“ hielten den Übergang von Unierten zur Orthodoxie für leicht vollziehbar, denn für den Unterschied zwischen beiden Kirchen anerkannten sie keine geistlichen Gründe. Sie wollten jetzt, in tschechoslowakischer Zeit, vor allem die ruthenische Sprache und die Reinheit des byzantinischen Ritus fördern, und beides, meinten sie, sei in der orthodoxen Kirche leichter zu erreichen als in der unierten. Die sowjetische Staatsmacht, die sich nach dem Anschluss Podkarpatiens an die UdSSR massiv in die Angelegenheit einmischte, kümmerte sich aber weder um die geistlichen, noch um die nationalen oder brauchtumsmäßigen Unterschiede zwischen Unierten und Orthodoxen. Weder auf geistliche oder kulturelle Argumente, noch auf die Religionsfreiheit nahm sie Rücksicht, sondern erstrebte ganz einfach die unterwürfige Annahme ihrer politischen Pläne, denen – wie sie meinte – der Papst im Wege stand und dem sie deswegen in Galizien und in Transkarpatien, die der Sowjetunion zugeschlagen wurden, „den Anhang“ nehmen wollte.

Tatsache ist es, dass bei diesem Vorgang eine Anzahl sowohl orthodoxer als auch uniierter Geistlicher mit den Sowjetbehörden kollaborierte. Seien wir aber behutsam, wenn wir darüber sprechen, denn es ist nicht möglich, die Gedankengänge von Mitmenschen zu ergründen. Wir können nicht von vornherein ausschließen, dass manche von ihnen die Zusammenarbeit zumindest anfangs gutgläubig aufnahmen. Insbesondere auf orthodoxer Seite schien die Zusammenarbeit mit dem Staat auch in eigentlich kirchlichen Fragen vielen durch das kirchliche Herkommen sanktioniert zu sein, denn alle alten europäischen Kirchen durchlebten eine Zeit des Staatskirchentums, in der es allgemein für richtig galt, dass die Kirche durch staatliche Sanktionen unterstützt wurde. Für Rußland lag diese Zeit noch so nahe, dass die meisten 1945 amtierenden Kirchenführer in ihr die Ausbildung erhalten hatten und zu weitgehender Kollaborationsbereitschaft mit staatlichen Organen erzogen worden waren. Dies war allerdings noch unter dem Zaren geschehen. Wer hingegen das Wirken der stalinistischen Behörden in den 30er Jahren offenen Auges verfolgt hatte, hätte ahnen können, auf was er sich einlässt. Auch hätte er vorhersehen können, dass es unehrenhafte Mitwirkende geben wird, und dass solche, die kein Rückgrat besitzen und leicht missbraucht werden können, oder gar solche, die sich Vorteile in den Schwierigkeiten der Nachkriegszeit erhoffen, das Werk diskreditieren werden. Doch dürfen wir urteilen, wann Naivität, wann Schwäche, wann Unlauterkeit zu einem den Behörden höchst erwünschten Zusammenwirken führte? Freilich bedarf es in manchen Fällen großer Selbstüberwindung, wenn man sich des Urteilens enthalten möch-

⁴² Dies war ein Vorgang, den das 2. Vatikanische Konzil im Dekret für die katholischen Ostkirchen, Art. 6, ausdrücklich rügte: „Wenn sie aber wegen besonderer Zeitumstände oder persönlicher Verhältnisse ungebührlich von ihren östlichen Gebräuchen abgekommen sind, sollen sie sich befeleißigen, zu den Überlieferungen ihrer Väter zurückzukehren.“

te. So haben wir biographische Angaben⁴³ über einen der besonders beteiligten orthodoxen Hierarchen, die sehr zu denken geben. Bischof Makarij (Michail F. Oksijuk) war bis zur kommunistischen Machtübernahme Professor der Kiever Geistlichen Akademie und Dozent für Byzantinistik an der Kiever Universität gewesen. Nach Schließung der Akademie und Abschaffung der Byzantinistik an den sowjetischen Hochschulen trat er in den Mittelschuldienst ein und lehrte bis zum Krieg Geschichte und Sprachen. Er konnte also zu einer Zeit sogar an einem Gymnasium Schuldienst verrichten und sogar Geschichtsunterricht erteilen, in der das sowjetische Schulwesen strengster atheistischer Disziplin unterlag. Als Stalin während des Krieges die Kirchenpolitik der Partei umgestaltete, nahm Oksijuk die Priesterweihe an und wurde im April 1945 für Lemberg, wo es bislang kein orthodoxes Bistum, sondern nur eine einzige orthodoxe Pfarrgemeinde gegeben hatte, zum Bischof geweiht. Das orthodoxe Bistum, das in Lemberg anlässlich seiner Weihe für erst noch zur Orthodoxie zu bekehrende Gläubige eingerichtet wurde, leitete er bis 1951, bis die unierte Kirche entrechtet und zahlreiche unierte Christen deportiert waren. Auch an der Zerschlagung der unierten Kirche im Karpatengebiet war er beteiligt, wie unten noch auszuführen sein wird. Als auch dort die unierte Kirche in die Illegalität abgedrängt war, wandte sich die Synode der Polnischen Orthodoxen Kirche 1951 nach Moskau, weil ihre Mitglieder, wie es in der amtlichen Verlautbarung hieß, "in Anbetracht der besonders wichtigen Zeitumstände und der Verantwortung vor Gott, vor der Kirche und vor der Heimat sich nicht in der Lage fühlen, die schweren Verpflichtungen zu übernehmen, die den künftigen Metropoliten und Leiter der Polnischen Orthodoxen Kirche erwarten, und weder in ihrer Mitte noch unter den Geistlichen und Gläubigen der Polnischen Orthodoxen Kirche einen würdigen Kandidaten für diesen verantwortlichen Posten finden". Makarij wurde am 15. Juni 1951 dorthin entsandt⁴⁴ und am 8. Juli 1951 in Warschau feierlich zum Oberhaupt der Polnischen Orthodoxen Kirche inthronisiert.⁴⁵ Die in der zitierten Synodalerklärung angesprochenen "besonders wichtigen Zeitumstände" waren so schwierig geworden und die Wahl eines neuen Warschauer Metropoliten war der Polnischen Orthodoxen Kirche abverlangt, weil die Behörden der Volksrepublik Polen die weitere Amtsführung des Metropoliten Dionisij, der seit 1923 den Warschauer orthodoxen Bischofssitz innehatte, nicht zuließen.⁴⁶ Nochmals sei unterstrichen, dass niemand zu urteilen vermag, ob ein Fehler seines Nächsten aus Naivität, aus Schwäche oder aus Unlauterkeit geschah. Dennoch

⁴³ Vgl. Lemeševskij-Patock, Die russischen orthodoxen Bischöfe von 1893-1965, Bd. IV, S. 243-246.

⁴⁴ Vgl. Žurnal Moskovskoj Patriarchii 1951, Nr. 7, S. 3f.

⁴⁵ Vgl. Žurnal Moskovskoj Patriarchii 1951, Nr. 8, S. 43-47.

⁴⁶ Vgl. die Chronik in: Internationale Kirchliche Zeitschrift 37(1947)237f; 38(1948)177; 40(1950)14 und 187; 42(1952)125f und 209; sowie Herderkorrespondenz 5(1950/51)466-468.

sei es erlaubt, darauf hinzuweisen, dass man beim Lesen eines solchen Lebenslaufes zu ahnen vermag, welche Erfahrungen jene Menschen wohl gemacht haben mögen, die - sei es in der Sowjetunion, sei es im Ausland - die Meinung vertraten, in bestimmten Fällen genüge es nicht, von exzessiver Kollaboration eines Klerikers mit den Behörden zu sprechen; man müsse sogar von Unterwanderung des Klerus durch Agenten reden. Sollten solche Vermutungen nicht samt und sonders Unterstellungen sein, sollten sie in Einzelfällen tatsächlich der Wahrheit entsprechen, und sollte es im Zusammenhang mit der stalinistischen Unterdrückung der unierten Kirche einen solchen Fall gegeben haben, wäre es ungeheuerlich, der Kirche selbst anzukreiden, was durch eine entsprechende Person geschah. Die Kirchen als solche dürfen auch dann nicht beschuldigt werden, wenn dem nicht so war, wenn es keine Agenten gab, die sich als Kleriker einschlichen, wenn vielmehr alles Unrecht, das von Trägern des geistlichen Gewandes ausging, durch echte Kleriker geschah, die schwach wurden. Hüten wir uns, die orthodoxe bzw. die unierte Kirche als solche der Bereitschaft zu allzu großer Kollaboration zu zeihen, wenn es den Anschein hat, dass bestimmte orthodoxe bzw. unierte Kleriker nicht nur aus Naivität oder Schwäche, sondern willentlich die Vorgehensweise der Sowjetbehörden unterstützten.

Die Ereignisse, von denen im Folgenden zu berichten ist, wurden für die griechisch-katholische Kirche zu einer überaus schweren Belastungsprobe, wegen des Zusammentreffens der verschiedenen Beurteilungen der Konfessionsunterschiede, vor allem aber wegen des rigorosen Eingreifens der totalitären Staatsmacht, das in der Zeit zwischen der Veröffentlichung der beiden Papstzyklen "*Mystici corporis*" und "*Humani generis*" über die Unierten hereinbrach. Wer wie Papst Pius XII. dachte, musste befürchten, Jesus Christus zu verraten und aus seiner Kirche heraus zu fallen, wenn er dem Druck nachgäbe und seinen Gehorsam gegenüber dem Papst aufkündigte. Ihm ging es um die Gewissensfrage, ob die Glaubensüberzeugung oder polizeiliche Verordnungen die Kirchenzugehörigkeit bestimmen sollen; ob es wegen geistlicher oder wegen staatspolitischer Gründe von Bedeutung ist, den Papst als Kirchenoberhaupt zu ehren.

Greifen wir den Ereignissen etwas voraus und bedenken wir gleich in diesem Zusammenhang, dass denen, die sich in der Verfolgungszeit bewährten, eine weitere Belastungsprobe bevorstand. Denn beim 2. Vatikanischen Konzil rückte die katholische Kirche von der Aussage über die Bedingungen für die Zugehörigkeit zur Kirche Gottes ab, die in der Enzyklika "*Mystici corporis*" dargelegt worden waren. Das 2. Vatikanische Konzil lehrte nämlich, dass „überall, wo in der Kraft der apostolischen Sukzession das Priestertum und die Eucharistie zu finden sind, durch die Feier der Eucharistie des Herrn sich die Kirche Gottes aufbaut und wächst“.⁴⁷ Damit anerkannte die katholi-

⁴⁷ Dekret über den Ökumenismus, Art. 15.

sche Kirche auch die Orthodoxie als Kirche Gottes.⁴⁸ Die Weigerung, zur Orthodoxie überzutreten, zu der sich zahlreiche aufrechte Bekenner unter schwersten Opfern entschlossen, weil sie in ihrer Treue zur heiligen Kirche nicht wankend werden wollten, hat nach dieser Entscheidung eine neue Qualität erlangt, denn in der neuen Sicht wären sie auch nach einer Konversion zur Orthodoxie in der Kirche Gottes verblieben. Doch ihr Widerstand blieb weiterhin Gewissenssache, denn der totalitäre Staat hatte sich vermessen, über das Glaubensleben der Christen soweit zu verfügen, dass er ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession nicht von ihrer Glaubensüberzeugung abhängen lassen, sondern nach behördlichem Gutdünken bestimmen wollte. Dagegen machten sie weiterhin Front. Dass sie auch aus diesem Grund eine echte Heldentat als Zeugen Christi vollbrachten, wurde allerdings in den kirchlichen Kreisen weniger deutlich ausgesprochen als vor dem 2. Vatikanischen Konzil die Sorge, dass die Konversion zur Orthodoxie den Verlust der Zugehörigkeit zur Kirche Gottes bedeutet hätte.

Die Neuerung durch das Konzil blieb freilich zunächst den meisten von den Verfolgten unbekannt, da es der kommunistischen Staatsmacht gelungen war, die Abschottung ihrer Länder von der übrigen Welt radikal durchzusetzen, so dass in Galizien und Transkarpatien bis zum Zusammenbruch der kommunistischen Diktatur nur sehr wenig über die Beschlüsse des 2. Vatikanischen Konzils bekannt werden konnte. Es nimmt daher nicht wunder, dass nach der Wiedezulassung ihrer Kirche viele dortige unierte Christen längere Zeit brauchten, bis sie es über sich brachten, den Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils über die orthodoxe Kirche voll zuzustimmen.

Bischof Romža organisiert und leitet den Widerstand

Theodor Romža, der es als Neupriester erleben hatte müssen, dass viele unierte Gläubige recht leichtfertig über die Grenzlinie zwischen katholischer und orthodoxer Kirche dachten, setzte, wie er es schon im Užgoroder Theologenkonvikt getan hatte, als Bischof erst recht alles daran, um Klerus und Kirchenvolk jene Auffassung nahe zu bringen, die ihm in seiner römischen Studienzeit vermittelt worden war. Unermüdlich bereiste er die Diözese und predigte allen die heilige Pflicht, dem römischen Oberhirten die Treue zu wahren, um dem Herrn Jesus Christus treu bleiben zu können.

⁴⁸ Gegen alle Versuche, diese Aussage eventuell abzuschwächen, führte die römische Glaubenskongregation durch das Dokument "Dominus Jesus" vom 6.8.2000 noch ausdrücklich aus: "Die Kirchen, die zwar nicht in vollkommener Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, aber durch engste Bande, wie die apostolische Sukzession und die gültige Eucharistie, mit ihr verbunden bleiben, sind echte Teilkirchen. Deshalb ist die Kirche Christi auch in diesen Kirchen gegenwärtig und wirksam, obwohl ihnen die volle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche fehlt, insofern sie die katholische Lehre vom Primat nicht annehmen, den der Bischof von Rom nach Gottes Willen objektiv innehat und über die ganze Kirche ausübt."

Wo immer die Behörden Maßnahmen gegen die unierte Kirche ergriffen, suchte Bischof Romža unerschrocken, diesen entgegen zu wirken. Es sind Fälle bekannt, dass er erfolgreich intervenierte, wenn ein Priester verhaftet wurde. Bestand keine Aussicht, durch eine Intervention die Freilassung zu erreichen, sandte er eiligst einen anderen Priester in das entsprechende Dorf, um das Gotteshaus für die unierte Pfarre zu retten. Denn die sowjetische Rechtsordnung, die in Transkarpatien nach der Angliederung an die Sowjetunion mehr und mehr durchgesetzt wurde, sah vor, dass die Gotteshäuser in Staatseigentum zu überführen seien und dass die Behörden sie nach freiem Ermessen profanieren oder einer Kirchengemeinde ihrer Wahl zur Verfügung stellen konnten. Bald fingen die Behörden auch tatsächlich an, Kirchen, die unierten Gemeinden gehört hatten, an orthodoxe Gemeinden zu übergeben. Denn um die sogenannte „Rückkehr der Unierten in die Orthodoxie“ und ihre Unterstellung unter das Moskauer Patriarchat zu beschleunigen, war es von Anfang an ein Anliegen der Behörden gewesen, möglichst viele von den unierten Gotteshäusern möglichst schnell orthodox werden zu lassen. Wir haben Informationen, dass sich an manchen Orten die Gläubigen vor ihrem Gotteshaus versammelten, um es gegen die Obrigkeit zu verteidigen, die es ihnen nehmen wollte, und dass der Bischof ihnen beistand. Sogar neue Gotteshäuser, die von den Gläubigen in Eigenleistung erstellt wurden, konnte Bischof Romža weihen.

Das Schulwesen der Kirche wurde verboten und im Mai 1945 wurden die kirchlichen Schulgebäude verstaatlicht. Auch der Katechismusunterricht wurde massiv behindert; im September 1945 wurde er an den Schulen verboten. Der Bischof suchte für die Weitergabe des Glaubens an die junge Generation nach Ersatzmaßnahmen in den Sakristeien und war dabei zunächst auch in gewissem Ausmaß erfolgreich. Große Probleme ergaben sich für das Bistum, als der Staat allen kirchlichen Grundbesitz konfiszierte. Dieser war herkömmlicher Weise die Grundlage für die Besoldung der Kleriker und Katecheten und für den Unterhalt von deren Familien. Schwer war es in dieser Lage, Sorge zu tragen für stellenlos gewordene Lehrer und ihre Familien, für alte, nicht mehr im Pfarrdienst stehende Priester und für die Priesterwitwen. Bischof Romža, der schon als Kaplan geklagt hatte, dass Güterverwaltung nicht das Seine sei, meisterte auch diese Lage. Es erwies sich, dass er es verstand, Mitarbeiter zu finden und ihnen auch Kompetenzen zu delegieren; überhaupt entnahm der Postulator aus Berichten von Zeitzeugen, dass der Bischof seinen Mitarbeitern stets Vertrauen entgegen brachte und sie so zum Tätigsein ermunterte.

Große Wallfahrten waren von jeher wichtige Pfeiler des kirchlichen Lebens im Bistum Mukačevo gewesen. Die jährliche Wallfahrt am Festtag Mariä Entschlafung (das nach julianischem Kalender auf jenen Tag trifft, der im bürgerlichen Kalender der 28. August ist) zu jenem Kloster bei Mukačevo, in dem in alter Zeit die Bischöfe residiert hatten, war von besonderer Bedeutung. Der Postulator berichtet, dass 1945 zu diesem Fest

dorthin etwa 50.000 Gläubige von weither in Fußwallfahrten gezogen seien und sich um Bischof Romža versammelten. Auch von anderen großen Treffen um den Bischof in diesem und im folgenden Jahr weiß er zu berichten, denn der Bischof reiste unermüdlich durch das Bistum, um überall den Glauben zu bestärken. Für das Mariä-Entschlafungs-Fest 1946 wird von derselben Zahl von Pilgern berichtet; diesmal, so schreibt der Postulator, hätten die Behörden eine exorbitant hohe Abgabe vom Kloster verlangt, aber diese sei von den Pilgern unverzüglich aufgebracht worden, um die Festfeier zu ermöglichen. Im März 1947 wurde das Kloster durch die Behörden den unierten Basilianermönchen genommen und den Orthodoxen überlassen. Am 27. August dieses Jahres wurde der Bischof vom Chef des staatlichen Kultusamts zu einem „Kolloquium“ vorgeladen und für den Festtag praktisch in seinem Palais in Hausarrest festgehalten. Wegen der im Frühjahr erfolgten Umgestaltung ihres Heiligtums zu einem orthodoxen Kloster hatte die unierte Kirche beschlossen, in diesem Jahr das Fest vor dem Dom zu begehen. Die Behörden, die den Bischof in Užgorod fest- und von Mukačevo fernhielten, versuchten nun, die Pilger dennoch vor das Kloster zu leiten, denn man erwartete, dass der orthodoxe Bischof dort das Ende der Union bekannt geben würde. Doch ein Vielfaches von der Zahl jener Pilger, die tatsächlich zum Kloster geleitet werden konnten, versammelte sich beim Dom, obwohl der Bischof diesmal nicht bei ihnen sein konnte. Aus der erwarteten Erklärung über das Ende der Union konnte daher nichts werden.

Die Katholiken sollten ganz einfach "übergeführt" werden, indem man durch administrative Maßnahmen ihre Gotteshäuser und Klöster eins nach dem anderen "orthodox machen" wollte. Doch der Bischof war zum Fels des Widerstands geworden und die Behörden erkannten, dass die unierte Kirche Transkarpatiens fortbestehen wird, solange er amtiert.

Das Martyrium

Auch am Bischofssitz begann man im Spätsommer 1947 die Gefahr zu erkennen, die dem Bischof drohte. Er, der als Alumnus des Russicums in seiner Studienzeit guten Bescheid über die Kirchenverfolgung in der Sowjetunion erhalten hatte, sprach selber immer deutlicher von der Notwendigkeit, zum Martyrium bereit zu sein, und seine Mitarbeiter fürchteten um ihn, wenn er ans Reisen in abgelegene Gemeinden dachte. Ein direktes Vorgehen gegen den Bischof an seinem Residenzort war nämlich fürs erste noch unwahrscheinlich; es hätte beim Volk der Stadt Užgorod allzu viel Aufsehen erregt, und dafür saß das neue System noch nicht fest genug im Sattel. Aber auf einsamen Straßen...?

In einem abgelegenen Filialdorf der Pfarre Lochovo, die in der Gegend von Mukačevo an einer Nebenstraße lag, war das Gotteshaus restauriert worden und sollte am Sonntag, dem 26. Oktober geweiht werden. Der Bischof war bereit, zu den Gläubigen, die sich dort für das Gotteshaus eingesetzt hatten, zu

kommen. Doch lag schon seit längerer Zeit ein Dekret vor, dass für alle Geistlichen eine Erlaubnis des staatlichen Kultusamtes erforderlich machte, wenn sie eine andere Örtlichkeit Transkarpatiens aufsuchen wollten. Der Bischof musste also seine Reiseabsicht über die einsamen Nebenstraßen frühzeitig bekannt geben, um die erforderliche Zustimmung der Behörde zu erlangen. Seine Mitarbeiter gerieten in Sorge, dass die Behörden dies ausnützen könnten, und Geistliche aus seinem Domkapitel boten sich an, in seinem Auftrag und an seiner Stelle die Segnung des Gotteshauses vorzunehmen. Doch Bischof Romža ließ dies nicht zu. Er hielt sich für verpflichtet, durch seinen Besuch in der Pfarre den Mut und die Bekenntnisfreude der Gläubigen zu stärken.

Mit drei Begleitern brach er am 25. Oktober auf: einer von den Domherren, ein Priester, der älter war als der Bischof, und zwei Theologiestudenten, von denen einer die Zeit bis zum Ende der kommunistischen Herrschaft überlebte und dem Prokurator über die Ereignisse berichten konnte. Dieser erzählte, dass Bischof Romža, als er zum Mitfahren einlud, ausdrücklich sagte, sie mögen es sich gut überlegen, ob sie mitkommen möchten, denn es würde bei dieser Reise möglicherweise Martyriumsbereitschaft gefordert. Zunächst bestieg die Gruppe den Omnibus, der von Užgorod nach Mukačevo ging. Ein Wegstück vor Mukačevo erwartete sie ein Pferdefuhrwerk, mit dem sie auf einer Nebenstraße nach Lochovo gebracht wurden. Die Kirchweihe fand statt, wie geplant, und am Tag danach, am 27. Oktober trat man - wieder mit dem Pferdefuhrwerk - den Heimweg an. Der Theologiestudent, der dem Postulator berichten konnte, saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung auf dem Wagen und beschrieb, wie sich ein Armeelastwagen von hinten ihrem Fahrzeug näherte und es rammte. Der Zusammenstoß brachte das Pferdefuhrwerk zum Stürzen, tötete aber die Insassen nicht. Da sprangen die Fahrer des Lastwagens heraus und mit Metallwerkzeugen schlugen sie auf die verunglückten Fahrgäste ein. Den Bischof verletzten sie beträchtlich, den Domherrn noch schwerer, die beiden Studenten verhältnismäßig leicht; am schwersten traf es den Fuhrmann. Zur Rettung für die Reisegruppe wurde es, dass auf der ansonsten einsamen Straße ein Postauto auftauchte. Die Mordgesellen bekamen es mit der Angst zu tun, dass sie erkannt und ihre Auftraggeber bekannt werden könnten, und sie flüchteten. Die Verletzten wurden nach Mukačevo ins Krankenhaus gebracht. Dort konnte man die Studenten bald entlassen, auch der Fuhrmann wurde nach einiger Zeit entlassen, starb aber bald danach zu Hause. Der verletzte Bischof und der schwerer verletzte Domherr blieben in Krankenhausbehandlung, und der Bischof wurde im Krankenhaus vergiftet.

Für den Mord an ihm haben wir drei voneinander unabhängige Zeugnisse. Das älteste aus der Feder des Bischofs Dudas von Hajdudorog war an den ungarischen Primas und Kardinal Mindszenty gerichtet; es erreichte den Westen schon in kommunistischer Zeit. Bischof Dudas schrieb:

"Mein Vikarbischof und Apostolischer Administrator der Diözese Mukačevo, Bischof Romža, wurde auf tragische Weise aus dem Leben gerissen. Ich wurde aus privater Quelle darüber unterrichtet und bekam dies später von drei zuverlässigen Zeugen bestätigt. Jüngst war der genannte Bischof in einem Pferdefuhrwerk zur Weihe einer Dorfkirche unterwegs, begleitet von zwei Seminaristen und einem Priester. Ihr Fuhrwerk wurde in der Nähe von Mukačevo von einem Panzerwagen erfaßt. Nach dem Unfall wurden der Bischof und seine Begleiter ins Krankenhaus Mukačevo gebracht. Dr. Fedinec, ein angesehener Chirurg, der mir persönlich bekannt ist, behandelte den Bischof. Es bestand eine gewisse Hoffnung auf rasche Besserung, als Dr. Fedinec überraschend abgehalten wurde, sich um den Bischof zu kümmern. In dieser Nacht betraten ein russischer Arzt und eine unbekannte Krankenschwester das Zimmer von Bischof Romža. Am folgenden Morgen wurde Bischof Romža tot aufgefunden. Amtliche sowjetische Stellen gaben bekannt, dass der Bischof den Folgen eines Zusammenstoßes mit einem Fahrzeug der Partisanen Banderas⁴⁹ erlegen sei."⁵⁰

Im Krankenhaus von Mukačevo verrichteten damals noch Schwestern aus dem Basilianerorden der griechisch-katholischen Kirche den Krankenpflegedienst. Von ihnen erlangte der Postulator ein zweites Zeugnis, denn er konnte die damalige Stationschwester der chirurgischen Abteilung befragen. Sie war 1920 geboren, gehörte seit 1936 dem Orden an, stand 1947 noch im Pflegedienst, verbrachte die Jahre 1948-1955 in sibirischen Straflagern, überlebte die kommunistische Periode und übernahm hinterher einen Dienst an der Kathedrale von Užgorod. Von ihr erhielt er einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse im Mukačever Krankenhaus vom 27. Oktober bis zum 1. November. Was er von der Schwester erfuhr, bestätigt voll die Nachrichten aus der Feder von Bischof Dudas, beschreibt, wie es vor sich ging, als Dr. Fedinec ausgeschaltet wurde, und erzählt von der bei Bischof Dudas erwähnten „unbekannten Krankenschwester“.

Das dritte Zeugnis lässt keinen Zweifel zu, dass der Zwischenfall mit dem Armeelastwagen kein Unfall war, sondern ein geplantes Attentat, und dass der Tod des Bischofs im Krankenhaus von Mukačevo in der Nacht zum 1. November 1947 glatter

⁴⁹ Stepan Bandera, geboren 1909, ein national-ukrainischer Politiker, der eine selbständige Großukraine erstrebte und nicht vor gewalttätigen revolutionären Mitteln zurückschreckte, hatte bereits Bekanntschaft gemacht mit polnischen Gefängnissen und mit nationalsozialistischen Konzentrationslagern, als die Rote Armee die Westukraine wiedereroberte. Er stand nach dieser Eroberung an der Spitze einer Partisanenbewegung gegen die Sowjetmacht. Zum Zeitpunkt der Ermordung des Bischofs war es Stalins Polizei noch nicht gelungen, die Partisanen zu zerschlagen. Um sie propagandistisch zu schwächen, wollte man ihnen den Anschlag auf den Bischof anlasten. Man streute das Gerücht aus, die Partisanen hätten das Armeefahrzeug gestohlen und den Unfall herbeigeführt. Als der Widerstand der Partisanen gebrochen war, emigrierte Bandera in den Westen. In München wurde er im Oktober 1959 im Auftrag des KGB ermordet.

⁵⁰ Der Brief ist abgedruckt bei A. Pekar, Our Martyred Bishop, S. 28f.

Mord gewesen ist. Dieses Zeugnis stammt von einem ehemaligen KGB-General namens Pavel A. Sudoplatov, der sich in die USA abgesetzt hatte und dort seine Memoiren veröffentlichen ließ.⁵¹ Er schreibt, dass Chruščev ausdrücklich Stalins Zustimmung erfragt habe zu seiner Absicht, das „vatikanische Terroristen-nest in Užgorod“ und Bischof Romža zu beseitigen. In seinen Memoiren teilt er mit⁵²: „Ich erinnere mich an vier Fälle aus den Jahren 1946 und 1947, in denen ich den Befehl erhalten hatte, Majronowskis⁵³ Exekutionen als natürliche Todesfälle erscheinen zu lassen. Chruščev hatte mich beauftragt, die Operation vom November 1947 gegen den Erzbischof der Unierten Kirche der Westukraine, Romža, zu vertuschen.“⁵⁴

Der Leichnam des toten Bischofs wurde am 2. November unter großer Anteilnahme des gläubigen Volks nach Užgorod überführt und dort in der Krypta der Kathedrale am 4. November beigesetzt.⁵⁵

Die unierte Kirche Transkarpatiens nach dem Tod von Bischof Theodor Romža

Der Kiever Metropolit hatte bereits am 14. Oktober 1945 in Nestor (Martynovič)⁵⁶ einen Vikarbischof erhalten, der die orthodoxen Gemeinden Karpatorutheniens betreuen sollte. 10 Tage später, am 24. Oktober, als die von der Delegation der orthodoxen Kirche des Landes im Dezember des Vorjahrs gewünschte Unterstellung ihres Bistums unter den Moskauer Patriarchen vollzogen war, wurde er zum Diözesanbischof mit dem Titel von

⁵¹ Die amerikanische Originalausgabe trägt den Titel: *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness, by Pavel A. Sudoplatow (and others)*, Boston, New York, Toronto London 1994; deutsche Übersetzung: P. Sudoplatow - A. Sudoplatow, *Der Handlanger der Macht - Enthüllungen eines KGB-Generals*, Düsseldorf, Wien, New York, Moskau 1994; auch eine russische Übersetzung liegt vor: P. Sudoplatov, *Razvedka i Kreml'*, Moskau 1996.

⁵² A. Sudoplatow, *Der Handlanger der Macht*, S. 314.

⁵³ „... Professor Grigorij Moisejewitsch Majronowski war einer der führenden Biologen, der über die Wirkungsweise tödlicher Gase und die Anwendung von Giften bei der Bekämpfung bösartiger Tumore gearbeitet hatte. ... 1937 wurde Majronowskis Forschungsgruppe am Institut für Biochemie dem NKWD unterstellt. Majronowski ernannte man zum Leiter der toxikologischen Forschungsgruppe, und somit war er dem Chef der Abteilung Technische Kriegführung direkt verantwortlich. ... Auf direkte Anweisung der Volkskommissare und Minister für Staatssicherheit vollstreckte Majronowski neben seiner Forschungsarbeit Todesurteile. In den Jahren 1937 bis 1947 wurden er und seine Mitarbeiter dazu benutzt, Hinrichtungen und geheime Liquidierungen durch Anwendung von Gift vorzunehmen“, ebenda, S. 301 f.

⁵⁴ In einer zugehörigen Anmerkung wird berichtet: „... Dem im Krankenhaus liegenden, leicht verletzten Geistlichen spritzte auf Befehl eine Krankenschwester, die eine KGB-Agentin war, eine Ampulle mit dem tödlichen Pfeilgift Curare aus Majronowskis Labor.“

⁵⁵ Nach dem Ende der kommunistischen Zeit konnte das Grab nicht mehr aufgefunden werden, denn die Kathedrale wurde - wie gleich zu berichten sein wird - der orthodoxen Kirche übergeben, und das Grab wurde zerstört.

⁵⁶ Zu ihm vgl. Lemeševskij-Patock, *Die russischen orthodoxen Bischöfe von 1893-1965*, Bd. V, S. 50f; sowie den Nekrolog auf ihn in *Žurnal Moskovskoj Patriarchii* 1951, 11, S. 7-11.

Užgorod und Mukačevo erhoben. Er nahm aber nicht in Užgorod Residenz, wo noch Bischof Romža amtierte, sondern in Mukačevo.

In seiner Amtszeit waren die Behörden bestrebt, Gotteshäuser der Unierten, wo immer sich dies als möglich erwies, den Orthodoxen zu übergeben. Doch unter dem unierten Klerus und unter den unierten Gläubigen jene Übertrittserfolge zur Orthodoxie zu erlangen, die den Behörden erwünscht waren, gelang ihm nicht einmal nach dem Tod von Bischof Romža. So wurde das Moskauer Patriarchat im Juni 1948 genötigt, Bischof Nestor zu versetzen und dem Lemberger Bischof Makarij (Oksijuk),⁵⁷ der am 22. April 1945 zum orthodoxen Bischof von Lemberg⁵⁸ geweiht worden war und in Galizien die Aktivitäten zur Unterdrückung der Union geleitet hatte, die Mitbetreuung der Diözese Karpatenrutheniens zu übertragen. Makarij begnügte sich nicht wie sein Vorgänger mit einer Residenz in Mukačevo, sondern drängte nach Užgorod, und die Sowjetbehörden sprachen ihm im Februar 1949 die Užgoroder Kathedrale und das dortige Bischofshaus zu. Bereits im Sommer 1949 fühlte sich Bischof Makarij, wie aus einem Bericht im Žurnal Moskovskoj Patriarchii hervorgeht, in der Lage, das Leben der unierten Kirche Transkarpatiens für beendet zu erklären. Es heißt in dem Bericht: "Ergebnis der sechsmonatigen hartnäckigen Arbeit und Mühen des Hochwürdigsten Herrn Makarij, der nur einen einzigen (mit der Orthodoxie) wiedervereinigten uniatischen Priester im Karpatenland vorfand bei seinem ersten Besuch 1948, als nach Meinung mancher die Angelegenheit der Wiedervereinigung fast aussichtslos zu sein schien",⁵⁹ war ein Festgottesdienst im August 1949 in Užgorod, bei dem Bischof Makarij bekannt geben ließ, "dass mit diesem Tag in der karpatenländischen Ukraine die kirchliche Union der karpatenländischen Geistlichkeit mit Rom zu bestehen aufhört."⁶⁰ Gleichzeitig mit dem Gottesdienst, den Makarij leitete, und der in kirchenslawischer Sprache gefeiert wurde, feierte man in einem nahe gelegenen Gotteshaus auch in ungarischer Sprache einen Gottesdienst und machte dieselbe Bekanntgabe auch auf ungarisch.

Wie in Galizien stellte sich alsbald auch im Karpatengebiet heraus, dass es zahlreiche unierte Katholiken vorzogen, sich lieber Verfolgungen auszusetzen, als der von Bischof Makarij ohne Rücksicht auf ihre Gewissensüberzeugung behaupteten kollektiven Konversion zur Orthodoxie zuzustimmen. Für sie begann ein jahrzehntelanger Kreuzweg, denn die Behörden suchten mit unzähligen Verhaftungen, Verhören, Misshandlungen, Polizeistrafen, Prozessen, Verbannungen und Deportationen zu erzwingen, dass alle unierten Katholiken sich beugten und sich

⁵⁷ Von ihm war oben bereits die Rede.

⁵⁸ Von der Annahme der Union durch das Bistum Lemberg am Ende des 17. Jahrhunderts bis 1945 hatte es in dieser Stadt nur unierte Bischöfe gegeben. Bischof Makarij hatte den Auftrag, für das Entstehen einer orthodoxen Diözese Lemberg überhaupt erst zu sorgen.

⁵⁹ Toržestvo pravoslavija na Zakarpat'e, in: Žurnal Moskovskoj Patriarchii 1949, 10, S. 5.

⁶⁰ Ebenda, S. 6.

in die Orthodoxie eingliedern ließen. Doch vergebens. Die Zwangsmaßnahmen brachten ungeheures Leid über das Land, aber sie brachen den Widerstandswillen nicht, sondern bestärkten ihn, denn - wie schon die alte Kirche formulierte - „das Blut der Martyrer ist Same der Christenheit“. Das Leben der unierten Kirche des Karpatenlands ging im Untergrund weiter. Unter schwersten Bedingungen wurde das gottesdienstliche Leben fortgesetzt. Da alles aber in Illegalität vor sich ging, wäre die Bekanntgabe von Details auf Denunziation an die Behörden hinausgelaufen, und die meisten Details blieben im Westen unbekannt. Nur dann bedurfte es nicht des Schweigens, wenn es um Todesfälle ging oder um Polizeimaßnahmen, Verhaftungen und Verurteilungen. Also wurde unter den Tatsachen eine sehr einseitige Auswahl für die Bekanntgabe getroffen. Doch aus der Vielzahl jener Vorkommnisse, die man bekannt geben konnte, und aus der Tatsache, dass sie die ganze Zeit von 1947 bis zur Beendigung des Polizeiterrors im Gefolge der "Perestrojka" abdecken, kann die Intensität des illegalen Kirchenlebens einigermaßen erahnt werden.⁶¹

Bei der Forderung auf Rechte für die Unierten in der Sowjetukraine, die unentwegt gestellt wurde, ging es nicht darum, eine unierte Kirche neu aufleben zu lassen. Von Wieder-aufleben-lassen oder gar von Neubegründung einer unierten Kirche kann weder in Galizien, noch in Transkarpatien die Rede sein, weil dort das Leben der unierten Kirche nie erlosch. Es ging vielmehr um das Recht auf freie Religionsausübung für Gläubige, die vier Jahrzehnte in der Illegalität leben mussten, weil ihnen die ganze Zeit über ein fundamentales Menschenrecht verwehrt war. Sogar der "Rat für religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der Ukrainischen SSR" hat in einer Bekanntmachung anlässlich der Romreise Gorbačevs eingeräumt, dass den unierten Gläubigen in der Vergangenheit nicht einmal jene minimalen religiösen Rechte offen standen, die vom Sowjetstaat für die Gläubigen anderer Kirchen und Religionsgemeinschaften geduldet wurden. In dieser Bekanntmachung wird ausdrücklich gesagt, dass die Unierten die von den Gesetzen der Sowjetunion allen Gläubigen zugesicherten Rechte erst noch erhalten müssen.⁶²

Dank sei dem allmächtigen Gott, dass diesen Gläubigen nach langer Verfolgungszeit wieder volle Freiheit zukam. Mit entsprechend viel Freude begrüßten sie Papst Johannes Paul II., als dieser 2001 zu ihnen nach Užgorod kam und die Seligsprechung ihres Martyrerbischofs Theodor Romža vornahm.

⁶¹ Für Einzelinformationen siehe: Ukrainischer Pressedienst der Metropole Lemberg, derzeitiger Sitz Rom; H. Komp, Die Kommunistische Religionspolitik gegenüber der unierten griechisch-katholischen Kirche seit 1944, München 1979; O. Zinkewych - A. Sorokowski, A Thousand Years of Christianity in Ukraine, New York 1988, S. 244-256.

⁶² Ukrainischer Pressedienst, Nr. 11(47) vom November 1989.